

Ein Reisesack voller Erinnerungen

„Elisabeth! Wo stecken Sie denn wieder? Hören Sie nicht? Die Gnädigste klingelt schon wie verrückt!“, rief Marlene, das Stubenmädchen, aufgeregt. Elisabeth schreckte hoch, sie hatte die Klingelzeichen tatsächlich nicht wahrgenommen, so vertieft war sie in den Brief von ihrem Vater gewesen, der heute mit dem Postboten gekommen war. „Ich komme schon!“, rief sie und steckte ihn hektisch unter ihr Bettkissen, um ihn später wieder hervorzuholen, um ihn wieder und wieder zu lesen. Eilig lief sie aus dem Kinderzimmer hinaus in den Salon indem die Gnädigste Sarroni ungeduldig die Klingel betätigte. „Ja wo bleiben sie denn! Sie, mit ihren jungen Beinen, hätten schon zigmal herlaufen können! Ich verbitte mir diese Warterei!“ „Entschuldigen sie Madame, ich habe nur...!“ „Jaja, das reden wir später. Ich habe es eilig, wie sie sich vielleicht denken können. Ich muss zum Friseur und dann...“ „Wieder zum Sportlehrer?“, Elisabeth biss sich auf die Lippen, das war ihr herausgerutscht. Die Vorgesetzte sah sie ärgerlich an: „Das geht Sie gar nichts an“, fauchte sie. Elisabeth sah zur Seite. Jeder wusste, dass Christina Sarroni eine Affäre mit dem Sportlehrer ihres Sohnes hatte, nur ihr Mann, ein erfolgreicher Geschäftsmann, war ahnungslos. Noch. „Ich meinte es nicht so“, schuldbewusst sah das Kindermädchen auf den Boden. „Nun gut“, sagte die Dame schnippisch, „holen sie Lui um 13 Uhr bei der Schule ab, um 18 Uhr wird wieder pünktlich gegessen. Sehen sie zu, dass er ordentlich gekleidet erscheint, um 20 Uhr kommt der Flieger seines Vaters an.“ Sie drehte sich um und ging. Elisabeth seufzte. Schon seit vier Monaten arbeitete sie bei der Familie Sarroni, die aus einem sehr beschäftigten Vater, einer gestressten Mutter und einem verwöhnten Sohn bestand. Ach, wenn sie nur an ihre Heimat dachte, da gab es zwar keinen großen Reichtum, aber die Familie war viel herzlicher. Wehmütig erinnerte sie sich an das kleine gelbe Haus, das sich an einen kleinen Hügel schmiegte und ihr Blick wurde noch trauriger, als sie an die armen Bewohner dachte. „Aber Elisabeth, müssen S’ denn nicht den Jungen abholen? Stehen da und starren die Staubkörner in der Luft an. Jetzt aber flott, der Chauffeur steht schon vor der Tür.“ Erschrocken machte Elisabeth einen Satz vorwärts und lief, das Stubenmädchen grüßend, schnell die Marmortreppen hinunter. Eilig öffnete sie die Tür und fiel über eine Stufe direkt in die Arme eines Mannes. Erschüttert löste sich das Kindermädchen aus den Armen, die sie aufgefangen hatten und schaute mit hochrotem Kopf auf den Boden. „Entschuldigen Sie bitte“, sagte sie, ohne aufzublicken, lief zum Auto, stieg ein und fuhr sogleich los. In dem schwarzen noblen Wagen raufte sie sich die Haare. Dieser Tag war doch verhext! Musste sie doch genau in die Arme des Vaters von Lui laufen? Auf dem Weg zur Schule beruhigte sie sich wieder und voll Freude überlegte sie, wie sie mit Lui den Nachmittag verbringen sollte. Da kam ihr die Idee. Kaum war sie angekommen, wurde die Tür sogleich aufgerissen und Luis schelmisches Gesicht tauchte im Türrahmen auf. Er hatte blonde dicke Locken und dunkelbraune Augen, seine Backen waren fast immer rosig und meistens dreckig. Elisabeth konnte sich einfach nicht erklären, wie der Junge es schaffte, innerhalb von ein paar Minuten wieder schmutzig zu sein. Ohne eine Begrüßung rief er: „Kann Tommi mitkommen?“ „Erst einmal, Hallo, Lui“, tadelte sie ihn und stieg aus. „Hallo, liebste und beste Nanny“, sagte der Junge schmeichelnd, dann wiederholte er noch einmal seine Frage. Die junge Frau sprach mit der Erzieherin von seinem Freund und schließlich zwängte sie sich mit zwei vor Freude strahlenden Jungen in den Wagen. Auf die Frage, was sie denn heute vorhätten, zwinkerte sie nur schelmisch und schwieg. „Zum Hafen“, rief sie dem Chauffeur zu. Als sie schließlich, nach einer kurzen Fahrt durch die Straßen San Franciscos in der Nähe von dem kleinen Leuchtturm auf einem langen Steg standen, holte sie aus ihrem

Rucksack ein grünes Netz hervor. Die Jungen schauten enttäuscht. „Und was sollen wir jetzt damit, das ist ja nur ein dummes Netz!“, stieß schließlich Lui unzufrieden hervor. Auch Tommi schien nicht begeistert. „Ach Lui“, Elisabeth holte noch zwei Stöcke hervor und ein paar Brocken Braten, „schaut einmal zu!“ Elegant schwang sie das Netz in das Wasser. Dann warf sie das Fleisch hinterher. Lachend drehte sie sich zu den noch immer verdattert dastehenden Jungen um und erklärte: „Wir fangen heute unser Abendessen. Das Fleisch ist unser Köder. So, jetzt warten wir noch ein paar Minuten, einstweilen schauen wir einmal, wie schnell ihr laufen könnt!“ Lachend liefen alle drei den Steg hinunter und spielten einige Spiele. Das Lachen von der jungen Frau glich noch immer sehr dem Kichern eines kleinen Mädchens. Die Jungen tobten und lärmten und schließlich als alle Drei nicht mehr konnten, kehrten sie wieder zum Netz zurück. Die Jungen nahmen die Stöcke und als Elisabeth das Netz hochhievte, schrien sie vor Freude, packten die Krebse und warfen sie in einen Kübel. Es waren viele Krebse. Die roten Körper mit den langen Beinen versuchten zu entkommen, aber die Stöcke stießen sie zurück. Erschöpft kehrte Lui mit Elisabeth am Nachmittag zurück und stolz lieferten sie der Köchin Berta ihren Fang aus. Diese war zuerst erstaunt, dann kippte sie die Tiere in einen heißen Topf. Kurz bevor sie in Luis Schlafzimmer gingen, hielt Berta sie zurück und murmelte mit unheilverheißendem Gesichtsausdruck: „Wenn ich Sie wäre, würde ich da jetzt nicht hinaufgehen. Die Gnädigste und ihr Mann haben einen Streit!“ Elisabeth ließ Lui zurück und stieg die Stufen zum Wohnzimmer hinauf. Schon bald hörte sie die aufgebrauchte Stimme des Herrn Sarroni und die keifende seiner Frau. Dann schlug eine Tür ins Schloss. Das Donnern war im ganzen Haus zu hören. Das Kindermädchen öffnete die Tür einen Spalt und lugte hinein. Ein unglaublicher Anblick bot sich ihr. Möbel waren umgestoßen, Kissen waren überall verstreut und mitten drinnen in diesem Chaos stand Frau Sarroni mit triefenden Haaren. Eine braune Flüssigkeit lief ihr in Bächen das Gesicht herunter. Am Boden lag eine leere Flasche Coca-Cola. Mit offenem Mund stand Elisabeth da und starrte die ungewöhnliche Erscheinung an. „Was starren Sie so?“, giftete die Frau. Das Kindermädchen erwachte aus ihrer Starrheit, stieß erschrocken die Tür weiter auf und lief zu ihrer Chefin. Schnell holte sie ein Taschentuch hervor und reichte es ihr. Stolz zögerte sie kurz, dann nahm sie es an. „Hat er Ihnen die Cola über den Kopf...“ das Kindermädchen stockte. „Ja, was denn sonst?“, fauchte sie zurück, dann besann sie sich und meinte achselzuckend, „das war es mit uns, ehrlich gesagt, ich habe ihn nie geliebt. Ein unglaublich störrischer Mann. Nun muss ich die Scheidung einreichen.“ „Eine Scheidung?“, fragte eine Stimme ängstlich, „was ist eine Scheidung? Wo ist Daddy?“ Luis Augen füllten sich mit Tränen. „Nein, nicht doch“, tröstete seine Mutter, „musst ja nicht gleich weinen. Daddy wird ausziehen, aber du wirst ihn ja trotzdem noch oft sehen. Schau, es wird genau so sein wie früher. Und jetzt gehst du erst einmal duschen, du stinkst ja wie ein Fisch.“ Angeekelt rümpfte sie die Nase und sagte dann in strengem Ton zum Kindermädchen: „Schauen Sie, dass er sich wäscht, um sechs wird wieder pünktlich gegessen, wie immer. Ich werde mich jetzt... säubern.“ Mit hängenden Schultern ging der Junge gehorsam in sein Badezimmer. Mitleidig folgte ihm Elisabeth. Beim Essen stocherte der Junge traurig im Essen herum. Seine Mutter versuchte ihn aufzuheitern, indem sie ihm von dem neuen Fahrrad erzählte, das sie ihm bestellt hatte. Während sie das Essen auftrug, strich Elisabeth ihm aufmunternd über den Arm. Nicht einmal die selbstgefangenen Krabben konnten ihn aufheitern.

Ein Jahr später heiratete Frau Sarroni einen neuen Mann. Lui und sie zogen in ein Haus am Stadtrand und da ihr zweiter Mann nicht ganz so vermögend war wie der Erste, konnten sie sich nicht so viele Bedienstete leisten. Elisabeth wurde nicht nur als Kindermädchen, sondern

auch als Köchin und zu einem Teil als Putzfrau eingestellt. Das erwies sich nicht immer als einfach.

Am frühen Morgen erwachte Elisabeth. Schlaftrunken setzte sie sich auf und fühlte gleich, dass sie unheimliche Muskelschmerzen in den Armen und Beinen hatte. Wahrscheinlich hatte sie es gestern mit Tennisspielen übertrieben? Jessie, Amanda und sie hatten aber auch nicht oft die Möglichkeit, gemeinsam etwas zu unternehmen. Als die junge Frau aber in den Spiegel blickte, erschrak sie, denn ihr Gesicht war knallrot, ein Sonnenbrand! Seufzend lehnte sie sich gegen die Tür ihres kleinen Zimmers. Sie musterte eingehend das Mobiliar, während sie über ihre Lebenssituation nachdachte. Lui war inzwischen acht Jahre alt und immer öfter ärgerte er sie und trieb sie dadurch zur Weißglut. Außerdem begann er zurückzureden und gehorchte immer seltener. Auch die Gnädigste erwartete sehr viel von ihr. Elisabeth schreckte aus ihren düsteren Tagträumen hervor und ermahnte sich zur Dankbarkeit. Schließlich hatte Amanda es viel schlimmer als sie, denn sie wohnte bei einer jüdischen Familie mit vier Kindern. Sie hatte kaum Freizeit und es passierte immer öfter, dass sie sich bei ihren Freundinnen ausweinte. Sie hatte aber keine andere Möglichkeit, denn sie hatte einen 3-Jahresvertrag und keine Verwandten, die sie aufnehmen würden. Energisch richtete sich Elisabeth auf, schüttelte kurz ihre goldenen Haare, tauchte entschlossen einen Schwamm in das eiskalte Wasser und klatschte sich ihn gegen ihr Gesicht. Beinahe entfuhr ihr ein Schrei, so kalt war das Wasser, aber es machte sie munter, frisch und vertrieb ihre düsteren Gedanken. Nachdem sie sich angezogen hatte, öffnete sie die Tür zum Jungenzimmer und machte die Fenster sperrangelweit auf. Das Sonnenlicht flutete gierig den Raum. Es hatte schon lange versucht, durch die dicken Vorhänge mit einem Strahl das braungebrannte Gesicht des Jungen zu kitzeln. Aus dem Schlummer geweckt, richtete sich der Junge auf und blinzelte in das gleißend helle Licht. Seine braunen Augen beobachteten flink das Dienstmädchen, wie es rasch ein paar Kleidungsstücke aus dem Kasten zog und vor ihm hinlegte. „Hop, raus mit dir!“, rief sie mit betont fröhlicher Stimme, aber in Wirklichkeit musste sie vor lauter Schmerzen die Zähne zusammenbeißen. Nun musterte Lui sie genauer. Er strich sich die langen blonden Haare, lange Haare waren gerade sehr beliebt bei Buben, aus dem Gesicht und meinte dann: „Warum schaust du aus wie eine Tomate, hat dich die Sonne verprügelt? Was hast du denn gestern, als wir einen Ausflug machten, getan?“ „Ich habe Te...“, gerade noch rechtzeitig fiel ihr ein, dass weder Lui noch die Gnädigste erfahren durften, dass sie Tennis gespielt hatte, denn eigentlich hätte sie Erdbeermarmelade einkochen sollen, „...im Garten gearbeitet und anscheinend hat mich die Sonne ein bisschen erwischt!“ Sie lachte nervös und drehte sich zu einem Regal um. Sie bemerkt, wie sorgfältig und absolut gerade die Autos dort stehen, ohne sie dabei nur einen Nanometer zu verschieben. „Du kannst froh sein, dass du nicht röter werden kannst“, erwiderte Lui und ohne eine Antwort abzuwarten, schrie er erfreut, „ach, heute ist ja Samstag! Heute geh ich Tennis spielen!“ Mit einem Ruck packte er den Tennisschläger, schwang ihn über den Kopf und dann stieß er mit einem Schwung das ganze Regal um. Die Autos stoben auseinander. Elisabeth konnte sich gerade noch in Sicherheit bringen. Aufgebracht sah sie in das feixende Bubengesicht und hauchte dann betont süß: „Ma, das ist aber lieb, nun kann ich das ganze Regal abstauben und dann kannst du die Autos wieder einräumen!“ „Nein“, entgegnete er bestimmt, „ich muss Tennisspielen gehen!“ Er wollte schon von dannen ziehen aber das Kindermädchen hielt ihn energisch zurück. „Du wirst mir jetzt helfen“, sprach sie leise. Lui hob schon temperamentvoll das Kinn, um sich ihr zu widersetzen, aber als er ihre blitzenden Augen sah, ließ er den Kopf hängen und stellte alles wieder an seinen Platz.

Erschöpft nach dieser Prozession begab sich Elisabeth in die Küche, sie hörte Luis' aufgeregte Schreie vom Sportplatz und sah sich nach der Liste um, die ihre Chefin hinterlassen hatte. Mit erschrockenem Gesichtsausdruck las sie die vielen Zeilen. Am Abend sollten Gäste kommen und die Chefin erwartete einen sauber polierten Salon, eine gute Karotten-Schnittlauchsuppe, einen Braten mit Kartoffeln, einen Kuchen und ein frisch gewaschenes und geschniegeltes Kind. Zusätzlich noch Marmelade einkochen?! Wie solle sie das schaffen, fragte sie sich nervös und unterdrückte einen Seufzer. Sie besann sich und begann zuerst mit der Marmelade. Das Essen musste ja möglichst frisch sein! Also heizte sie den Herd ein, löste die Früchte von Blättern und Dreck und wusch sie. Als sie gerade fertig war mit dem Einmachen, wurde sie von der Türglocke unterbrochen. Sie warf einen Fetzen schnell zur Seite, eilte hektisch zur Tür und ließ die Putzfrau Grete herein. Sie erklärte ihr, was sie zu tun hätte und ging von Zimmer zu Zimmer. Grete nickte und insgeheim dachte Elisabeth sich, dass das Gesagte sicher in das eine Ohr hinein und aus dem anderen Ohr wieder hinausgegangen sei. Elisabeth hatte nämlich bittere Erfahrungen mit der Unachtsamkeit der Putzfrau gemacht. Auf dem Weg zur Küche fiel ihr ein beißender Geruch auf. Alarmiert rannte sie in die Küche und als sie die Tür öffnete, schlug ihr eine dicke Rauchwolke entgegen. Elisabeth hielt die Luft an. Mit tränenden Augen tastete sie sich zum Fenster und öffnete es weit. Der Rauch kam vom Herd, denn dort hatte ein Küchenfetzen Feuer gefangen. Sie löschte schnell das Feuer und der Rauch zog zu ihrer Erleichterung zügig ab. Doch etwas hatte das Feuer hinterlassen: Die Wand war rußschwarz. Was sollte sie gegen die geschwärzten Fliesen tun? Panisch kratzte sie an den Fliesen. Zu ihrer Überraschung ging der Ruß leicht ab. Aufatmend rieb sie nun mit einem Fetzen die Wand und nach einiger Zeit war die Wand wieder sauber und die lustigen blauen Verzierungen traten wieder zum Vorschein. Schweißüberströmt und mit schmerzenden Gliedern ließ sie von ihrem Werk ab. Stolz betrachtete sie das Weiß, als ihr Blick plötzlich auf die Uhr fiel. Bald kamen die Gäste! Gestresst begann sie im Haus herumzulaufen, hob hier und dort Spielzeug auf, wischte die Kommoden ab und begab sich in die Küche, um die Suppe vorzubereiten. Nach einiger Zeit konnte sie aufatmen. „Eigentlich geht jetzt alles gut“, dachte sie, als die Suppe köchelnd auf dem Herd stand, der Braten im Ofen war und die Zutaten für den Kuchen nebeneinander aufgereiht darauf warteten, zu einem Kuchen zu werden. Da überlief es sie plötzlich siedend heiß und es fiel ihr ein, dass sie den Schnittlauch vergessen hatte! Sie sprang auf und hetzte so schnell es ging in den Garten, riss, ohne hinzusehen, eine Hand voll aus, rannte zurück, griff nach einer Schere, hob den Topfdeckel hoch, verbrannte sich, griff nach einem Fetzen, hob ihn erneut auf und schnitt mit der Schere hektisch kleine Stücke ab. Auf einmal begann der Schnittlauch sich zu bewegen! Mit einem Schreckensschrei warf Elisabeth ihn weg und starrte entsetzt auf das Wesen, das unter den Schnittlauchhalmen hervorgekrochen kam. Es war ein Feuersalamander. Mit schnellen, ruckartigen Bewegungen kroch er über den Fliesenboden Richtung Tür. Das Ende seines gelbgefleckten Schwanzes fehlte ihm und als Elisabeth angeekelt über den Kochtopfrand lugte, sah sie das fehlende Stück neben dem Schnittlauch schwimmen. Ach, was war das nur für ein rabenschwarzer Tag, dachte Elisabeth, doch sie ertappte sich dabei, wie sie bei ihren Gedanken an diesen Tag schmunzeln musste. Schließlich lachte sie lauthals los, sodass sich Grete, die das schallende Gelächter hörte, dachte: „Na, jetzt hat das hochnäsige Kindermädchen vollkommen den Verstand verloren.“ Der Vorfall wurde nie erwähnt, der Salamander wurde mit der Ofenschaufel in den Garten befördert, nur die Chefin wunderte sich, dass statt der bestellten Karotten-Schnittlauch-Suppe eine Kohlsuppe am Tisch auftauchte...und zwar ganz ohne Schnittlauch.

An diesem Abend ging Elisabeth, nachdem sie Lui zu Bett gebracht hatte, eine Runde spazieren. Sie genoss die ruhige Abendstimmung und schloss gerade genussvoll die Augen,

um den Moment vollkommen auszukosten, als plötzlich zwei Schatten sie ansprangen. Elisabeth stieß einen markerschütternden Schrei aus. Die Gestalten kicherten und riefen mit verstellter Stimme: „Wir werden Sie kidnappen.“ Da hielt die Erschrockene inne und erkannte ihre Freundinnen, die sie belustigt betrachteten. „Ach, ihr gemeinen Schlangen!“, rief sie aufgebracht und kitzelte die beiden so heftig, bis sie luftringend um Gnade baten. Sie setzten sich gemeinsam auf eine Bank, um den Sonnenuntergang zu betrachten. Im weichen Schein des Lichts fiel Elisabeth auf, wie furchtbar erschöpft und abgemagert Amanda aussah. Ihre hagere Gestalt erschien kraftlos und ihre Augen leuchteten nicht mehr, sondern wirkten matt und traurig. Der Freundin tat es im Herzen weh sie so sehen zu müssen. Die nächsten Ereignisse schilderte Elisabeth in dem Brief an ihre Eltern:

„Ich weiß nicht was mich da überkam, aber ich richtete mich auf und sagte energisch ungefähr dies: „Liebe Freundin, so kann das nicht weitergehen! Diese Familie wird dich noch umbringen! Wir werden abhauen.“ Ich werde nie Amandas Blick vergessen. Sie sah mich an, als wäre ich verrückt geworden. Vielleicht bin ich das ja auch ein bisschen in diesem Moment gewesen. „Ich kann nicht!“, erwiderte sie mir traurig, „ich habe einen Vertrag. Und wo sollte ich denn hin?“ Ich lehnte mich konzentriert vor und blickte ihr fest in die Augen. „Wir beide werden dich kidnappen und dann hauen wir alle nach Kalifornien ab. Meiner Familie habe ich lange genug gedient.“ „Ja, aber...“, stammelte sie hilflos. „Amanda willst du länger bei diesen Sklaventreibern arbeiten?“, fragte ich eindringlich. Da richtete sie sich auf und sagte bestimmt: „Nein.“ Damit war es beschlossen. Am Samstag in der Nacht, die Familie war gerade nicht da gewesen, holten Jessie und ich sie im Schutze der Dunkelheit ab. Wir waren furchtbar aufgeregt, schließlich begingen wir gerade eine Straftat. Besonders Amanda saß bleich und still auf der Rückbank des Leihwagens, ihr Gesicht bekam erst Farbe, als wir viele Kilometer weit weg waren. Macht euch keine Sorgen, Mama und Papa, dies ist kein Brief aus dem Gefängnis. Wir sind gut angekommen in Los Angeles. Amanda ist wie verwandelt. Sie singt und lacht den ganzen Tag und wenn man sie jetzt frisch und glücklich sieht, merkt man erst, wie schön sie ist. Nur manchmal legt sich ein Schatten auf ihr Gesicht, dann denkt sie an ihre verstorbenen Lieben und dass sie ganz allein auf dieser Welt ist.“

„Hey, passen Sie doch auf!“, rief eine wütende Stimme, als Elisabeth gedankenverloren ein Stück Papier lesend, über einen, am Boden knienden Mann stolperte. Nachdem sie sich mit hochrotem Kopf entschuldigt hatte, wandte sie sich wieder dem Geschriebenen zu, aber diesmal blieb sie stehen, damit ihr das nicht noch einmal passierte. Plantagenarbeiter gesucht, lautete die Überschrift und drunter stand: Verdienen sie 300 Dollar auf der Trappolini Plantage in nur einem Monat. Für Unterkunft und Kost ist gesorgt. Elisabeth überlegte. 300 Dollar waren ein gutes Angebot, vor allem, wenn man schon seit einer Woche verzweifelt nach einer Arbeit suchte und in einer gruseligen, grauslichen Wohnung zu dritt hauste. Ja, das klang sehr gut. Sie stopfte eilig das Papier in ihre Tasche und machte sich dann schnellen Schrittes auf den Heimweg. Sie schnaufte nach Luft ringend, nachdem sie die vier Stockwerke hinaufgerannt war. Als sie die Schwelle zu ihrer derzeitigen Wohnung übertrat, wurde sie freudig von Amanda begrüßt. Ihre Freundin strahlte in letzter Zeit ununterbrochen, so froh war sie, der jüdischen Familie entkommen zu sein. „Es ist so schön, nicht nachdenken zu müssen, welchen Topf man benützen darf“, lachte sie, „ich wurde einmal voll angeschrien, weil ich in einem Topf, in dem man nur Fleisch kochen darf, Milch gekocht habe. Aber nun...“ Sie trällerte ein munteres Liedchen, während sie sich wieder zum Herd wandte. Elisabeth machte es froh, sie so glücklich zu sehen. Jessie hingegen blickte ein bisschen säuerlich zu der glücklichen Frau, denn auch sie suchte schon seit einer Woche vergeblich Arbeit. „Schau mal

Jessie“, rief Elisabeth und warf ihr den Zettel zu. Lustlos und desinteressiert faltete sie das graue, lappige Papier auseinander und warf einen Blick auf die Zeilen. Schlagartig veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. „Das ist ja fantastisch!“, rief sie und fuchtelte aufgeregt mit den Händen herum. „Der Mann, der ihn mir gab, sagte, wenn man interessiert sei, solle man sich am Montag zum Platz begeben und mit dem Bus, der extra für Arbeiter ist, zur Plantage fahren.“ Nun wurde auch Amanda aufmerksam und nahm ihr den Zettel aus der Hand. „Hm“, machte sie und ihre Augen blickten nachdenklich, „ich weiß nicht. Da muss man sicher viel draußen arbeiten und das habe ich noch nie gemacht. Außerdem ist diese Wohnung doch so heimelig und...“ „Amanda“, unterbrach sie Jessie, „wir wissen, dass du deine Freiheit gerne ausleben möchtest, aber du brauchst auch eine Arbeit. Du kannst außerdem diese Wohnung nicht als...“ Rasch hielt Elisabeth ihr den Mund zu. Empört zog Jessie diese herunter und wollte schon ihrem Ärger weiter Luft machen, da sprang Elisabeth flink zur Tür und öffnete diese schwungvoll. Draußen stand in gebückter Haltung ein älterer Mann. Er trug einen ausgewaschenen blauen Overall, der nicht gerade frisch aussah. Seine Augen waren flink, klein und wirkten hinterhältig. Es war der Vermieter. Als er merkte, dass er von den drei Frauen ärgerlich angeschaut wurde, richtete er sich mit einem Knurren auf und brummte undeutlich: „Ich wollte nur schauen, ob das Schlüsselloch noch in Ordnung ist!“ Als er sich schon abwenden wollte, rief Elisabeth mit kühler abweisender Stimme: „Herr Brenner, wir brauchen Ihre Wohnung ab Montag nicht mehr. Wir ziehen aus.“ „Ach, wollen Sie sich jetzt echt in der Sonne abrackern?“, erwiderte er. „Sie stecken sich einmal einen Apfel in die Ohren“, rief sie empört und knallte die Türe zu.

Auf dem Weg zur Tabakplantage saß Elisabeth verträumt im Bus und sah weit in die Ferne hinaus. Da stupste sie Amanda an. „Du Beth“, aus ihren Tagträumen gerissen, wandte sich die Angesprochene ihr zu, „es...es tut mir Leid, dass ihr wegen mir eure Arbeit aufgegeben habt und jetzt auf einer Plantage arbeiten müsst...und...“ Lachend unterbrach sie die Angesprochene: „Aber meine liebe Freundin, ich dachte mir gerade, wie toll diese Entscheidung gewesen ist. Bis vor einer Woche ging mein Lebensweg monoton dahin und jetzt macht er plötzlich eine Wendung und ich freue mich schon darauf, was ich alles entdecken werde und was auf mich zukommen wird!“

Bei der Plantage angekommen, begrüßte sie der Eigentümer namens Georg Trappolini. Er war ein hochgewachsener, junger, sehr gutaussehender Mann und einige Frauen begannen ihn fasziniert anzustarren. Jessie schaute ihn wie hypnotisiert an, während Elisabeth sich neugierig umschaute. Es gab drei große Gebäude. Rundherum waren Felder, die wie endlos schienen. Das satte Grün zeichnete sich so schön vom blauen Himmel ab, dass Elisabeth von der Schönheit dieses Tales ganz fasziniert war. Da fiel ihr plötzlich auf, dass Amanda gar nicht da war. Sie sah, wie Amanda aus dem Bus trat, ihre Tasche triumphierend über dem Kopf schwenkte. Ihre langen hellblonden Haare glänzten in der Sonne und ihre braunen Augen lachten Elisabeth an. In dem Moment sah der junge Plantagenbesitzer zu ihr hinüber und einen Moment lang kam er in Strudeln. Er schaute sie einen Augenblick mit großen Augen an, dann fuhr er stotternd fort. Immer wieder fixierte er Amanda mit seinem Blick, diese gesellte sich zu Elisabeth hin. Als ihnen die Wohnungen zugeteilt worden waren, sprach er die drei Freundinnen an und fragte nach ihren Namen. Elisabeth und Jessie stellten sich vor und er wandte sich an die dritte: „Und möchten Sie mir auch ihren Namen verraten?“ Er blickte ihr in die Augen und unerwartet schüchtern schlug die Frau die Augen nieder und hauchte leise ihren Namen.

*„Liebe Mama, lieber Papa,
schon zwei Wochen arbeite ich auf Trappolinis Anwesen. Meine Arbeit auf der Plantage gefällt mir gut. Ich arbeite die ganze Zeit im Freien und es erinnert mich ein bisschen an die Feldarbeit zuhause. Die Pflanzen riechen zwar nicht so wie die frischen Wiesen zuhause und es gibt auch viel mehr Stechmücken, mich wieder bewegen zu können, nachdem fünf Jahre lang meine einzige Bewegung Spaziergänge waren, tut mir schon sehr gut. Ihr solltet mich einmal sehen, meine lieben Eltern, wie braungebrannt ich bin. Jessie und Amanda gefällt es auch sehr. Vor allem der Letzteren, die eigentlich noch nie draußen gearbeitet hatte, blüht förmlich unter der heißen Sonne auf. Unsere Unterkunft ist sauber aber auch recht klein. Das Essen ist zwar einfach, aber auch recht gut. Der Eigentümer von der Plantage führt uns drei öfter über die Wiesen und manchmal, immer öfter, holt er nur Amanda zu abendlichen Runden ab...“*

Eines Abends, Elisabeth war gerade eine Runde schwimmen im nahen Fluss gewesen, da fand sie Amanda schluchzend im Bett wieder. Eschrocken warf sie ihre Sachen zur Seite und eilte zu ihrer Freundin. „Was ist denn los?“, fragte sie mit bleichem Gesicht und nahm sie in die Arme. „Er hat mir einen Antrag gemacht“, schluchzte sie. „Und was hast du gesagt?“ „Du scheinst gar nicht erstaunt zu sein?“, fragte sie zurück. „Amanda, ein Blinder sieht, dass er dich mehr liebt als alles auf der Welt. Ich habe nur darauf gewartet!“, rief Elisabeth, „also was hast du gesagt?“ „Ich... habe um Bedenkzeit gebeten“, flüsterte sie tränenerstickt. „Aber wieso!“, rief die Tröstende, „du liebst ihn doch auch, oder?“ „Ich könnte nicht mehr ohne ihn leben“, weinte Amanda. „Warum zögerst du dann noch?“, fragte Elisabeth sanft. „Weil... ich habe ihm nichts zu geben. Ich habe nur mich, ich bin weder reich noch bekannt und er könnte eine viel Bessere als mich haben!“, ein heftiger Weinkrampf schüttelte die Schultern der blonden Frau. „Amanda“, sagte Elisabeth bestimmt, „er will nur dich. Kein Geld, keine andere Frau. Nur dich.“ Mit großen Augen sah sie auf. „Nur dich“, wiederholte sie ruhig, „und jetzt lauf und sag ihm, dass du ihn liebst!“ Amanda sprang auf, wie in Trance starrte sie kurz die Wand an, dann rannte sie zu ihm.

„Nanniiii“, schrie ein Mädchen von acht Jahren. „Was ist denn los?“, fragte diese aufgebracht. „Lucy hat schon wieder einen Anfall! Komm schnell!“, schrie Jane und rannte wieder in das Kinderzimmer. Elisabeth ließ das Bügeleisen stehen und lief so schnell wie es für eine 29-jährige Frau würdig war in das Nebenzimmer. Dort rang ein braungelocktes fünfjähriges Mädchen mit hochrotem Kopf um Luft. Mit einem Blick schätzte die Frau die Situation ein und rief zum anderen Mädchen: „Schnell, hol den Doktor!“, dann kniete sie sich neben das Mädchen und gab ihr die Medikamente aus einer schmalen roten Box. „Ganz ruhig Lucy“, beruhigte sie das Kind, „alles wird gut.“ Es tat ihr im Herzen weh, das Kind, dass sie schon seit ihrer Geburt kannte, aufgezogen und liebte, leiden zu sehen. Als der Doktor kam, schickte sie Jane aus dem Zimmer, ließ aber die Hand des jüngeren Mädchens nicht los. Nach einer Stunde ging es ihr langsam besser und der Herr Doktor ging, nachdem er noch ein paar stärkere Tabletten dagelassen hatte. Jane lugte mit schreckensgeweiteten Augen durch den Türspalt durch. „Ach Nanni“, sagte Lucy, „es tut so weh in der Brust.“ Erschöpft schloss sie die Augen. „Weißt du was Lucy, wenn ich wieder nach Österreich gehe, werde ich dich mitnehmen. Dort kannst du die frische, gesunde Luft atmen und wirst sicher ganz gesund!“ „Ja“, lautete die schwache Antwort und von der Tür her hörte man ein „ich will auch mit!“ Lachend sah Elisabeth zu Jane und winkte sie näher. „Nanny, erzählst du uns etwas über deine Heimat?“, fragte sie. Elisabeth sah verträumt aus dem Fenster: „Ich komme aus einem kleinen Dorf. Es ist in der Nähe eines großen Sees. Er heißt Wörthersee.“ Die Mädchen kicherten: „Was für ein

komischer Name.“ „Wir haben viele Seen in meiner Heimat, aber das Schönste sind die Berge. Es ist eine ganze Bergkette. Wenn im Frühling Schnee auf den Bergen liegt und davor die bunten Blumen blühen würden viele Maler es nicht zeichnen wollen, denn es schaut so vollkommen aus, dass es schon kitschig erscheint. Unser Haus liegt am Fuße eines Hügels und es ist recht klein und bescheiden. Aber die Menschen, die darin leben sind herzensgut und liebenswert“, Elisabeth kam ins Schwärmen, „wir haben zwei Ziegen und mehrere Hühner. Der Hahn heißt Gottfried.“ Wieder lachten die Mädchen. Elisabeth schaute auf: „Das könnt ihr wahrscheinlich nicht aussprechen, oder?“ Sie lachten und ein lustiges Spiel entstand, dabei mussten die Kinder deutsche Wörter, die Elisabeth ihnen vorsagte, nachsprechen. Elisabeth erhob sich nach einer Stunde als sie sah, wie Lucys Augen zufielen, sie zog Jane aus dem Zimmer und fing an die Wäsche zu bügeln. Jane schlich sich heimlich davon. Wenig später hörte Elisabeth ein lautes Schreien: „Nanny, Nanny komm schnell!“, Jane sauste in die Küche und zerrte am Rock des Kindermädchens, „Vater will dich sprechen. Schnell!“ „Langsam, langsam“, lachte die Angesprochene. Gemeinsam gingen sie in das Büro des Vaters. Herr Strauss blickte ihr wohlwollend entgegen und Jane warf ihr schelmische Blicke zu.

„Liebste Eltern,

ich habe eine frohe Botschaft. Ich werde in 6 Wochen meine Heimreise starten. Herr Strauss hat mir, weil ich ihnen schon lange immer gut gedient habe, eine Reise nach Hause geschenkt. Eigentlich wollte ich seine Tochter auch mitnehmen, aber ihr Vater meinte, das ginge nicht, denn sie bräuchte einige Medikamente, die es bei uns nicht gibt. Mutter! Vater! Ich komme heim! 10 Jahre habe ich euch nicht mehr gesehen. Euch, Kärnten, meine Heimat. Jetzt wo ich die Möglichkeit habe nach Hause zu, merke ich erst, wie sehr mir das alles gefehlt hat. Ich komme heim! Heim! Ich sehne mich nach dem Augenblick, wenn ich euch in meine Arme schließen kann.“

Elisabeth stand unsicher am Hafen. Ein großes Schiff legte gerade vor ihr an. Als sie den Dampfer musterte, sah sie auch die Besatzung, die wie Ameisen herumwuselte. Es waren beängstigende Gestalten. In Elisabeths Augen sahen sie aus wie Seeräuber. Sie konnte nicht ahnen, dass die Besatzung wegen eines schweren Sturmes so zerzaust und ungepflegt aussah. Elisabeth gruselte es auf dieses Schiff zu gehen und sie wandte sich flüsternd an Frau Strauss, die neben ihr stand: „Meinen Sie nicht auch, dass die Besatzung ein bisschen unheimlich ausschaut?“ Aber die ältere Frau lachte nur und zeigte auf eine Frau mit einem großen Hund an ihrer Seite: „Hängen sie sich einfach an Frau Grand an. Sie ist Ärztin und ihr Hund wird sie vor den bösen Männern beschützen!“ Peinlich berührt schaute Elisabeth auf den Boden, da fühlte sie sich von zwei dünnen Armen umgeben. „Tschüss, meine liebe, liebe Nanny, kommen Sie bald wieder heim...“, flüsterte Jane mit Tränen in den Augen und auch Lucy klammerte sich an ihr Bein. Da stiegen auch ihr die Tränen in die Augen, die sie aber tapfer wegblinzelte. Sie kniete sich nieder und sagte: „Ach, weint doch nicht, ich komme wieder und in der Zwischenzeit“, sie lächelte geheimnisvoll, „werde ich euch ganz viele Briefe schicken!“ „Au ja!“, riefen die beiden. Beinahe bedauerten sie, dass ihre Nanni nicht schon längst weg war, weil Briefe bekamen sie recht selten.

Auf dem Schiff führte sie ein junger Mann steifen Schrittes zu ihrer Kabine. Er verbeugte sich und Elisabeth macht sich im Stillen lustig über diesen ernsten, förmlichen Mann. „Willkommen an Bord!“, sagte er streng und machte die Kabine auf. Es war ein erstaunlich großer Raum mit einem Stockbett. „Stockkoje“, verbesserte Elisabeth sich in Gedanken. Es gab ein Waschbecken, einen Schrank und einen Tisch, auf dem ein großer Strauß Rosen lag. „Kommen

sie bald wieder“, stand auf dem Kärtchen. Erneut kamen ihr die Tränen und diesmal hielt sie diese nicht zurück. Der Matrose beobachtete ihren Gefühlsausbruch mit unbeweglicher Miene und in Gedanken schwor sie: „Dir werde ich es noch zeigen, Sie gefühlloser Mensch!“ Laut sagte sie: „Danke, Sie können gehen!“ Kaum war jener verschwunden, klopfte es an der Tür. „Herein“, rief sie. Die Tür öffnete sich und zwei Köpfe kamen zum Vorschein. „Entschuldigen Sie bitte“, fragte ein Mädchen, „könnten wir vielleicht einen Koffer bei Ihnen verstauen?“ „Wir haben nicht so viel Platz und...“ „Natürlich“, unterbrach Elisabeth die schüchterne Rede und mit einer einladenden Geste sagte sie, „bringen sie das Gepäck nur herein!“

Die zwei Amerikanerinnen, die Josie und Diana hießen, freundeten sich schnell mit Elisabeth an. Als sie am Abend gemeinsam den Speisesaal suchten, lachten und scherzten sie schon wie alte Freunde. Da fiel Elisabeths Blick auf eine Jacke, die auf einem Stuhl hing. Das war die Jacke des unpersönlichen Matrosen! Da kam ihr die Idee. Sie rief ihren neuen Freundinnen zu, dass sie noch kurz auf die Toilette müsse, schnappte sich die Jacke und versteckte sich in einer Kammer. Schnell trennte sie sich einen Gummifaden aus ihrer Bluse und nähte sie geschwind in einen der Ärmel ein. Sie schlüpfte aus ihrem Versteck und hängte die Jacke zurück. Im Speisesaal tummelten sich schon viele Menschen. Die Matrosen trugen das Essen auf und der Matrose, der Elisabeth zu ihrer Kajüte geführt hatte, servierte mit. Als er mit seiner Jacke geschneitelt und gespornt auftauchte, konnte man bei ihm ein seltenes Phänomen beobachten. Immer wenn er seinen Arm ausstreckte schob sich sein Ärmel bis zum Ellenbogen hoch. Ärgerlich zog er ihn immer wieder zurück, es gehörte sich nicht, mit halb bloßem Arm herumzugehen. Schon gar nicht beim Servieren! Doch er konnte nichts tun. Als er beim Tisch bei Elisabeth ankam, ging er schon ganz verkrampft, sodass die junge Frau laut auflachen musste. Denn der Gummifaden in seiner Jacke schob den Ärmel immer wieder hoch.

Müde und mit kleinen Augen tauchte sie am nächsten Tag beim Frühstück auf. Sie hatte nicht sehr gut geschlafen. Sie setzte sich gähnend an ihren Tisch und sah den Offizier, der mit ihnen an einem Tisch saß, sich nähern. Der Offizier kam her, sah gerade aus, nahm ein Messer und ohne hinzuschauen, schlug er das obere Stück des hart gekochten Eies ab. Dies wiederholte er jeden Tag, wie Elisabeth erstaunt feststellte. Da kam ihr wieder eine Idee. Sie häkelte schnell sechs Hütchen für Eier und am nächsten Morgen legte sie je eines auf ein Ei. Nur das Ei des Offiziers war hohl! Als dieser endlich kam, das Messer hob und zuschlug, zerbrach das Ei und flog quer durch den Raum bis zum Kapitän. Verdutzt starrte der Mann ihm nach, dann lachte er schallend auf. Doch plötzlich sah er den Blick des Kapitäns auf sich ruhen und von einer Sekunde auf die andere, erstarrte sein Gesicht wieder zu einer Pokermiene.

Am Nachmittag machten Elisabeth und die Amerikanerinnen einen Deckspaziergang. „Ach, Elisabeth, mir ist so langweilig!“, jammerte Josie, als sie gerade eine Treppe passierten. Diana stimmte ihr müde zu. Elisabeth überlegte und starrte dabei in den beängstigend dicken Nebel hinaus. Es war gefährlich hier zu fahren, denn Eisberge könnten überall sein. Lauerten irgendwo da draußen, bereit den Bug des Schiffes aufzuschlitzen. Elisabeth schüttelte sich, dabei fiel ihr Blick auf ein langes Seil, das über das Schiff gespannt war. Beim oberen Deck war es befestigt... „Kommt mit“, rief sie.

Poch. Poch. Poch. Dampf hallten Schläge durch das Schiff. Die Besatzung lief panisch am ganzen Schiff herum. Poch. Poch. Der Kapitän bereitete sich auf das Schlimmste vor. Poch. Poch. Wo liegt der Motorschaden. Die Schreie wurden immer lauter. Panischer. Poch. Poch.

Der Offizier, der immer am Tisch von Elisabeth saß, rannte in seiner verzweifelten Suche zum Oberdeck hinauf. Als er dort ankam, bot sich ihm ein seltsamer Anblick. Elisabeth stand da und schwang das Seil im Kreis. Und die zwei Amerikanerinnen sprangen lachend und jauchzend über das Seil. Vor Erleichterung, ganz außer Atem, rief er: „Nicht schon wieder sie, Elisabeth!“

In Europa angekommen, entschied Elisabeth, obwohl sie eigentlich ihre Reise anders geplant hatte, dass es ein zu früher Abschied von ihren Freundinnen wäre und beschloss mit ihnen mitzufahren. Als die Männer ihrer Freundinnen mit ihrem Auto auftauchten, erschrak sie ein bisschen, denn das Auto war klein. Sehr klein. Aber als sie dann zu fünft mit Gepäck in einem VW Käfer saßen, wunderte sich Elisabeth zum wiederholten Mal, wie es alle ins Auto geschafft hatten. Dennoch wurde es eine sehr lustige Reise nach Paris. Sie sangen Lieder und unterhielten sich prächtig. In Paris angekommen, bestaunten sie gemeinsam den Eiffelturm. Dann führten die Freundinnen sie zum Bahnhof und dort verabschiedeten sie sich schweren Herzens und versprachen sich unter Tränen, dass es kein Abschied für immer sein würde. „Ich kenne dich erst seit ein paar Wochen“, schniefte Josie, „aber ich habe dich schon lieb-gewonnen!“ Auch Diana wollte ihre lustige, liebe Freundin gar nicht loslassen.

Im Zug lehnte sich Elisabeth gedankenverloren gegen das Fenster und schief nach wenigen Augenblicken ein. „Alles austeigen!“, rief der Schaffner, „Zürich Endstation! Entschuldigen Sie meine Dame, aber sie müssen austeigen.“ Elisabeth schreckte aus ihrem Schlaf auf. Sie blinzelte verwirrt zum Schaffner hoch und riss dann erschrocken die Augen auf. „Wo bin ich?“, fragte sie. „In Zürich, meine Dame!“ Erleichtert stand sie auf und stieg aus. Die Eindrücke des großen Bahnhofes überströmten sie wie ein Wildbach. Nachdem sie einige Menschen nach dem nächsten Bahnsteig gefragt hatte, fand sie schließlich den Zug. Sie stieg ein und machte es sich gemütlich. Nachdem sie noch einmal umgestiegen war, diesmal in einen Zug, der aus zwei Waggons bestand, befand sie sich schon in Österreich. Umso erstaunter war sie, als der Schaffner kam und die Pässe verlangte. Mit großen Augen schaute sie ihn an und fragte: „Pässe in Österreich? Ja, war ich denn so lange weg?“ „Aber nein!“, lachte dieser, „der Waggon geht doch nach Jugoslawien! Der andere geht nach Klagenfurt“ „Aber ich will doch nicht nach Jugoslawien!“, rief sie entsetzt. „Wieso nicht, es ist echt schön dort! Fahren ‘S nur mit!“, scherzte der Mann, doch als er, die sich mit Tränen füllenden Augen sah, erklärte er ihr, wie sie nach Hause kommen könnte.

Als sie schließlich den richtigen Bahnhof erreichte, war sie so müde, dass sie nicht aufpasste, auf welcher Seite sie ausstieg. „Ja Elisabeth! Passen ‘S auf!“, rief der Bahnhofvorsteher, „Sie sind auf der falschen Seite, wäre ein Schnellzug gekommen, wären ‘S nimmer da!“ Elisabeth grüßte nur lächelnd und begann die letzte Etappe ihrer Reise. Es war 11 Uhr in der Nacht. Die Grillen begleiteten sie mit ihrem Gesang am Weg nach Hause, denn da sie einen Tag zu spät angekommen war, erwartete sie keiner am Bahnhof. Als sie schließlich die letzte Kurve sah, fing sie an zu rennen. Da war es! Ihr Zuhause! Sie blieb stehen und ließ ihren Seesack fallen. Liebevoll glitt ihr Blick über ihr Zuhause. Nachdem sie das Haus eingehend gemustert hatte, ging sie feierlich zu dem Brunnen und pumpte Wasser heraus, um sich die Hände zu waschen. Sie benetzte ihr Gesicht mit dem frischen Nass, dann klopfte sie leise aber voller Erwartung ans Fenster. Sie hört Vaters tiefe Stimme, die sie so vermisst hatte, sagen: „Du Pepe, da ist ein Gast draußen!“ Die Mutter kam raus und erkannte ihre, von der anstrengenden Reise gezeichnete und müde Tochter nicht und sagt bedauernd: „Wir haben leider kein Zimmer mehr zu vermieten.“ Elisabeth blieb kurz stehen, betrachtete still das liebe Antlitz ihrer Mutter, dann nahm sie ihre Mutter in die Arme und flüstert mit Tränen in den Augen: „Ja

Mama, kennst du mich nicht mehr! Ich bin es, die Elisabeth!“ „Ja, du bist es! Wo warst du? Wie haben uns Sorgen gemacht!“ Vor Freude rannen ihnen die Tränen die Wangen herunter, denn endlich konnte sich Mutter und Tochter, nach 10 Jahren Trennung, wieder in die Arme schließen.

Autoreninformation

Starhemberg Anna / BRG-Mössingerstraße

Ich heiße Anna Starhemberg, viele nennen mich aber auch Anne. Seit 16 Jahren bin ich mit dieser Welt vertraut. Ich bin Schülerin und besuche freiwillig das BG/BRG Mössingerstraße. Dort verbringe ich viel Zeit. Wenn ich nicht in der Schule bin oder nicht an sie denke, unternehme ich mit meinen Freunden etwas oder lese Bücher.